

Das Loch in Mitte

Von Alexander Smoltczyk

»Quartier Zwonullfünf« – Die größte Baugrube in Deutschlands Hauptstadt und ihr Innenleben: Ein Blick in die Gedärme der künftigen Friedrichstadtpassagen

Oben, nein: ganz oben, da wo nichts mehr ist außer Krähengetorkel und Luft, gaaaanz oben im Himmel über Berlin sitzt Marco de Canaveses aus Porto und hört Radio. Unter ihm liegen viele Blöcke mit Höfen, eine umgedrehte Grünspan-Schüssel, könnte eine Kirche sein, da hinten das Haus mit den Antennenohren, wo abends »POST«, dann »GIRO« erscheint, da vorn ein Wald, irgendein goldener Engel auf einer Säule; ein Flieger zieht stumm vorbei, viel Dampf, und ab und zu ein Fähnchen, das von Hauptstadt kündigt: Berlin. Aber damit verbindet Marco de Canaveses nur ein schwindelerregend dünner, zickzack geschweißter Laufsteg in der Vertikalen: »Strabag 3«, der höchste Baukran von Berlin. Standort Friedrichstadtpassage »Quartier 205«, sprich: Zwonullfünf, 86 Meter über der Welt, über 150 werkelnden Metropolenbauern.

Das Radio spricht etwas. Marco versteht nix. Deswegen hat er sich den »Euro-Translator. dt., engl., frz., span.« gekauft. Eine Art Taschenrechner für Worte. Marco zieht sich den Handschuh aus und tippt »DONDE«. Der Euro-Translator antwortet »WO« und wenig später »MAUER«. Dazu zuckt der Kranführer heftig mit den Schultern. Wo die Mauer ist? Tja, die ist weg. Und deswegen bist du hier, Baukranführer Marco de Canaveses aus Porto, in diesem Adlerhorst hoch über Berlin.

Die Nachricht vom Turmbau in der Hauptstadt hat eine kleine Völkerwanderung ausgelöst. Wie sich im Hochmittelalter die Waldenser und Begharden zu den Bauplätzen aufmachten, in Bauhütten zusammengeschlossen und untertänig nur den jeweiligen Äbten und Fürsten verpflichtet, so sind jetzt Eisenflechter aus Dublin, Kilkenny und den Industrierüsten Mittelenglands gekommen, um gegenüber vom Monbijou-Park ein Fundament zu gießen, und abends sitzen sie in der »Irish Tavern« unterm S-Bahn-Bogen Hackescher Markt und reden von Manchester und Kilkenny. Da sind Gewerke aller Art auf Achse. Fahrende Schalbauer aus Tschechien, privatwirtschaftlich gewendete Bautischler-Kollektive aus Poznan, Frei-Maurer aus den Karpaten – ein jeglicher sein eigener Herr und Knecht. Sie kommen ohne Krankenschein, BetrVG und Tarifvertrag. Haben sich in Dublin und Poznan selbstständig erklärt und wurden von Kontraktoren in Amsterdam oder andernorts, wo es einen privaten Arbeitsmarkt gibt, per grenzüberschreitendem Werkvertrag nach Berlin verpachtet. Als Sub-Sub-Sub-Unternehmer irgendeines Generalunternehmers, den sie niemals zu Gesicht bekommen werden, – aber selbstständig. Ganz unten sind sie oder manchmal auch ganz oben im tiefsten Loch der Stadt, wie der Autoblechschneider Marco de Canaveses, der jeden Sonntag zur Telefonzelle am S-Bahnhof Treptower Park geht, die Tasche voller Markstücke, und in Porto anruft: »FRAU«, sagt stumm der Euro-Translator.

Unten, ganz unten im Loch Zwonullfünf sucht Helmut Pfaffenhofer den Punkt des Archimedes. Mit Hammer und Bleilot schnürt er, nach allen Seiten witternd, zwischen den Entlüftungsschächten hindurch, bis er den Meßpunkt in der Nähe vom Quadranten E 11 gefunden hat und anreißt: ein Bleistiftstrich auf einem Lattenrest. Vielleicht atmet Pfaffenhofer jetzt auf: Das Ganze hat sein Maß gefunden. Denn nun ist Geschoß U2 mit U3

auch geometrisch verbunden, jetzt kann von dem Bleistiftstrich aus weiter gepeilt werden, mit Lot und Theodolitem. Auf dem Nullpunkt des Herrn Pfaffenhofer können Vertikalen, Ebenen, Fluchtlinien errichtet werden, Ausmittlungen, Durchblicke, 17500 m² Handelsflächen, dreieinhalb Hektar Büros, Sprechzimmer und Garagen, Stellplätze, Pools, Parfümgeschäfte, Rolltreppen, Trattorien, Parkwächterkojen – ein ganzes 65 Meter hohes Luftschloß balanciert auf dem Lattenrest von Projekt xx H, und wenn er sich anstrengt, kann er ganz oben, wo jetzt nur die Krankkatzen laufen und Marco Radio hört, kann er dort schon Parkettböden aus Kirschholz sehen, Marmorbäder, Bulthaup-Einbauküche, Fußbodenheizung. All die Luftbauten können schon gemietet werden, bei Immobilien-Hensel in Tempelhof, für ca. DM 50,00 Quadratmeterpreis zuzüglich Nebenkosten; alles schon for sale, wo doch U3 gerade mal abbindet und der für heute eingeplante Posten 28er-Eisen erst nächste Woche geliefert werden kann...

Die Berliner machen den Anschein, als störte es sie, daß ihre Stadt von diesen Löchern in den Schmutz gezogen wird. Unwillig schauen sie auf die Krachmacher, eilen mit eingezogenem Kopf an den Absperrungen vorbei, verstopfen ihre Ohren, wenn die Preßlufthammer tackern, ignorieren demonstrativ die Leistungen der gelben, breittreppigen Kranraupen, die ihre Greifer tief ins graue Sickerwasser fallen lassen. Berliner und ihre Baustellen. Das sind zwei Welten. Zwei Gefangene, die aneinander gekettet sind: Wir bauen das neue Berlin.

Da stelzt junge Mädchenblüte zur Singakademie, trägt Violinschatullen unter dem Blick der Verbotstafeln quer abkürzend durch die Baustelle und erwidert Hohn, Poliergebrüll und Anmache mit Madonnenblickchen voll Mitleid. Sie wissen nichts von Kilkenny, nichts von dem Portugiesen oben im Adlerhorst und erst recht nichts von Helmut Pfaffenhofers Theodoliten. Sie wissen nicht, daß hier Portugiesen, Polen, Amerikaner, Türken, Kurden, Schwaben am Rohbau bauen, aber außer Bauleiter Matzke kein Berliner. Denn Spreegebornere gibt es nicht viel im Quartier 205. »Ey, Günay, du bist doch Berliner, oder!?« – »Nein, Hesse!«

Hätten die Passanten Antennen, könnten sie die Grube reden hören. Sie hörten das drängende Krächzen und Quaken der Walkietalkies, ein babylonisches Quaken in Türkisch, Kurdisch, Portugiesisch, drängende, unverständliche Satzketten, die den Kranführern zugeweht werden; sie hörten das Brudeln von Schwaben-Meyer, der von der Bauleitung, drüben neben der Eisler-Singakademie, und wenn sie genau lauschten, erhaschten sie auch ein »Der ßtutzenkopf in der Nische von A dry, House fumpf«. Das kommt dann aus dem zweiten Container oben Mitte, wo Mister Rose von »TishmanSpeyer Properties of Berlin« sitzt, den Schlips über die rechte Schulter gelegt und vor sich die »Collins German Pocket-Edition«. Ein middle-man sei er, zwischen Bauleitung, Investor und Architekt. Rose kennt die Städte der Welt durch ihre Baugruben. In London waren es die Docklands. Wie ein römischer Haruspex aus den Gedärmen, liest Mister Rose aus dem Gewimmel einer Baugrube und schließt auf den Nationalcharakter. Er nennt es Baukultur: »Oh, das ist alles ganz anders als in den Staaten. In Berlin will jeder exakt wissen, was er zu tun hat, bevor er anfängt.«

»Das ist normal, oder?«

»Nein. Das ist lack of flexibility. Zu wenig Beweglichkeit. Hier,« er zerrt ein Bündel Schnittbögen über den Schreibtisch, »in den Staaten machen wir eine einzige Detail-Zeichnung pro Planquadrat, und die Poliere wenden das auf alle anderen Quadrate an. In Deutschland unmöglich, und – look!!« Der Container verdunkelt sich. Vor dem Fenster schwebt eine doppelt mannshohe Eisenscheibe vorbei. Das ist »Il golpo di Berlin«, eine Kreation des italienischen Bildhauers Eliseo Mattiacci. Jeden Sonntag wird die Scheibe gehißt und eine Eisenkugel dagegen gegongt: »Kunst am Bau«, meint gottergeben Mr. Rose und beweist, daß er schon mehr Wörter kennt als sein »Collins«.

Im Innern der Grube bleiben die Geräusche der Stadt außen vor. Lautlos ziehen Autos und Passanten am Rand vorbei. Das unentwegte Wummern, Sägen, Hämmern, der Krach des Bauens hat die Stadt verstummen lassen. Es ist wie in einem Schiffsbauch hier unten. Unter den Sohlen spürt man ein Kribbeln. Wie von einer unsichtbare Anstrengung. Vielleicht das Gewühl der Schlitzwand-Bagger von schräg gegenüber. Auf Deck sind die Eisenmatten fürs Betonieren morgen früh ausgelegt. Es läuft sich federnd wie auf Meerestang. Oben vom Grubenrand hängen Pumpschläuche herein, die zucken manchmal und würgen. Das größte Problem beim Berliner Bauen, hat Mr. Rose noch gemeint, sei, neben der Verwaltung of course!, das Wasser.

Denn wie eine hydraulische Presse drückt die Tiefe nach oben, was in sie eindringen will. Egal ob Hugenottendom oder Quartier Zwonullfünf. Unterirdische Bäche strömen unter dem Gendarmenmarkt. Sie sättigen den Sand, bilden ein Kissen aus Baggermatsch, auf dem sich die neue Mitte betten soll. Später, nach der Fertigstellung des Rohbaus im Frühjahr 1995 werden die 100 000 Tonnen Druck dieses Sandstempels durch das Gewicht des Gebäudes, durch die vollgeparkten Tiefgaragen, die Rolltreppen, Menschenwichte und Marmorbäder ausgeglichen werden. Aber bis dahin?

Auf Sand läßt sich schlecht bauen. In Berlin muß man es. Wie bei allen Baustellen in Mitte wurde eine Schlitzwand um die Grube gesetzt. Tieflöffelbagger hatten wie Urzeittiere schnaufend, sabbernd in dem grauen Modder gestanden und einen Graben um die Baustelle herausgebissen. 45 Meter tief (und ohne die U-Bahnlinie 6 nach Tegel zu beschädigen), bis sie an die Braunkohlenflöze stießen. Dann wurden Dichtwände einbetoniert, um die Grube leerzupumpen. Die sechs Millionen Kubikmeter Friedrichstraßenwasser flossen in die Spree.

90 Betonmischer waren dann gekommen, um die Bodenplatte zu gießen. Das war ein Rennen gegen die Zeit, weil solch eine Platte aus einem Guß sein muß. Flüssiger und fester Beton vertragen sich nicht. Da mußten Ersatz-betonwerke bereitstehen, Ersatzrüttler und Ersatzmänner. Das Ballett der an- und abfahrenden Laster in Szene gesetzt werden, Fördermengen berechnet, Motordrehzahl bedacht, Anschlußmischung, Staus, Lärmbelästigung der Anwohner in Betracht gezogen... – Aber es hatte geklappt. Die Fundamentplatte ist ein Monstrum von 20000 Quadratmeter Fläche und ein bis zwei Metern Dicke, das dennoch mit langen Erdankern, alle zwei Meter einer, in der Kohle verkrallt werden mußte. Und dennoch war der Wasserdruck so stark, daß der ganze Bodenblock wie ein Stempel, samt Eisenmattenlagern, Maschinen und Kränen um 5 Millimeter nach oben gepreßt wurde. Der märkische Sand stemmte sich gegen das Quartier 205, mit aller Kraft.

Die Passanten in der Friedrichstraße sehen das nicht. Sie sehen Gestalten mit orangenen Helmen, die unmotiviert auf Bleche hämmern, plötzlich schreiend mit den Armen flattern oder im Schlenderschritt über die Eisenmatten laufen. Sie machen sich keine Gedanken, welch Aufwand nötig ist, damit die Anschlußmischung trotz Stoßverkehr rechtzeitig in die Pumpe gekippt werden kann, in der richtigen Temperatur und Menge und Güte. Und braucht es eine Sonderschicht der Eisenbieger am Samstag?, und sind die polizeilich verlangten Verkehrszeichen für den »Betonpumpeneinsatz Mohrenstraße« aufgestellt?

Wie bei einer Operninszenierung müssen die Akteure abgestimmt werden, damit keiner seinen Einsatz verpaßt. Meine Güte: Woher weiß Kryztof aus Poznan, der dort vorne in K 15 mit der Teddyschlappohr-Mütze, selbst schon rostbraun eingestäubt, als hätte er den Winter draußen verbracht, woher weiß der Mann aus Eisen, daß ebendieser Fetzen Metall im Winkel von 45° gebogen werden muß? Ein Eisen von paar tausend, gerade hier und in diesem Moment und genau in 45°??! Oder: Eine tonnenschwere Schalplatte aus 83 Meter Höhe an einem Faden und bei Seitenwind in Position zu bugsieren, daß jeder Bolzen in sein Loch

paßt? Alles recht unvorstellbar für einen Normalsterblichen, der schon mit dem Aufstellen eines Ikea-Regals überfordert ist.

Aber bei allen Plänen: Nichts, hatte Archimedes Pfaffenhofer gemeint, gar-nichts würde laufen ohne »die mit dem richtigen Zeug, das es braucht« zum Bauen. Die gäbe es „überall, wo wirklich groß gebaut“ würde, in Brasilien und Saudi-Arabien.

Und an der Friedrichstraße.: Ingo Birkenstock steht auf dem ehemaligen Rinnstein der Charlottenstraße. Wie auf einer Tankerbrücke steht er, Befehle aus seinem Tonnenbauch röhrend, immer rüpelhaft, selten gemein, und überwacht das Gewühle und Getue in der Grube. Die Winterjacke offen, die Haut puterrot. Ein Mann, dem die Sache Spaß macht. Ein Mann aus Stahlbeton, der »das richtige Zeug« hat, um montagmorgens um halb sieben seine Leute bei Nieselschnee ins Loch zu trompeten. Der seine Rohbauten planmäßig hinstellt, letztes Jahr in Böblingen, heute in Berlin, morgen »irgendwo anders«, und dem es niemals in den Sinn kommen würde, die fertigen Gebäude später mal zu besuchen. Das Gebäude ist schnurz. Das Bauen zählt. »Nur schnurren muß es«, brüllt er und zerrt an einem der Pappbrötchen, die um vier Uhr aus einem nassen Karton heraus verteilt werden. »Beim Bau muß alles zusammenpassen. Das geht nicht, daß da die Maler kommen, und die Wand steht noch nicht.«

»Mister Ingo«, wie er von den Marco und den anderen Portugiesen genannt wird, liebt den Bau. Den Geruch von Beton. Den Moment am frühen Morgen, wenn es noch dunkel ist, nur der Mixer in der Mohrenstraße steht und sich warmdieselt, und zwei Glimmpunkte wandern bläulich auf dem Kühler. Ingo würde es niemals zugeben. Aber er lebt für diesen Moment. Das ist sein »Faust II, Fünfter Akt«. Wenn die ersten Kellen ausgeklopft werden, die Leute mit den Eisenschneidern über der Schulter in die Grube steigen, die Handschuhe klamm, die Schuhe noch spröde und kalt. Wenn der Nieselregen um die Halogenstrahler einen Hof bildet. Wenn das Loch langsam mit Geräuschen vollläuft.

Bauen heißt Improvisieren. Und aus den Pannen, die es jeden Tag gibt, allen Stab-, Linienzeitplänen und Bauvorbereitungen trotzend, aus diesen Pannen zieht der Polier seinen Stolz: »Die Fehler, die ich morgens mache, kann ich bis mittag wieder reparieren. Das können die nicht«, sagt Polier Ingo, läßt offen, wen er meint, im Zweifelsfall alles jenseits der Spundwand, und ist überdies schon wieder unterwegs zwischen Rinnstein-Kommandobrücke und dem geheizten Container, wo die Stab- und Kästchenpläne angepinnt sind.

Eine Eisenmatte schwebt wippend wie ein Deltaplan durch die Luft. Unter ihr wirft ein Drahtflechter seinen nassglänzenden Schalungsplan vor sich auf den Beton wie eine Tischdecke, stützt sich auf die Knie und studiert Planquadrat K 13. »Was wird das ganze eigentlich?« – »Ich glaube, ein Hotel. Es sind so viele Parkplätze.« Sie haben portugiesisches Fernsehen und ein Billard. Am Sonntag, dem einzigen freien Tag ihrer 80 Stunden-Woche, stehen sie gegenüber der Eisdiele Liliput am Treptower Park, trinken Bier aus Dosen vom Türken und kaufen den vietnamesischen Händlern Zigaretten ab.

Kein Leben? Vielleicht. Besser, als einen Sommer lang im Reisebus neben der Baustelle zu hausen, wie jene vierzig polnischen Leiharbeitern, letztes Jahr im Wedding. Wenn nur das Wetter nicht wäre.

Bei Schnee oder Regen färben sich die Männer gelb. Sie haben sich im Gehen ihr Ölzeug übergezogen. Die Kräne drehen sich weiter, die Matten werden weiter geschnitten. »Ohne Heizraum und zwei Paar Stiefel würde kein Deutscher hier arbeiten«, sagt Stefan, »jüngster Polier Deutschlands«.

Der Generalunternehmer, die »Steiner Infatec« hat die Stuttgarter Filiale der »Strabag AG« mit dem Rohbau beauftragt, die wiederum stellte die »Somec« aus Lissabon an, für Facharbeiter zu sorgen. Und die Somec hat knapp kalkuliert. Ihrem Berliner Statthalter, Herrn Manuel Fraga, geht es um jede Mark. Um Arztkosten zu sparen, hat er einen »Doktor« genannten Sanitäter mitgebracht. Der verteilt Antibiotika und impft bei Hundewetter gegen Grippe. Die Somec hält sich an portugiesisches Arbeitsrecht. Aber gibt es in Porto tiefgefrorene Baustellen, gibt es dort überhaupt Januarmorgen voll Schneematsch und durchweichte Stiefel? Als Joao und Jorge beim Frost kurz vor Weihnachten aus der Grube stiegen und Winterjacken verlangten, wurde ihnen gesagt, sie könnten sich entscheiden. Zurück in die Grube oder zurück nach Porto, wo man keine Jacken braucht. Aber auf eigene Kosten.

240 000 Escudos verdienen die Arbeiter. Inklusiv Überstunden. Das sind ungefähr zweieinhalb tausend Mark. Das ist nicht so viel mehr als in Portugal. Aber: »Hier leben wir nicht. Ich gebe nichts aus für Essen, Cafés, Domino. Wir sparen nur. Wir leben nicht«, sagt einer mit einem langen Namen, und fügt noch hinzu, daß er in Berlin zum ersten Mal Schnee gesehen habe.

Im Loch verträge man sich, sagen sie. Die Türken können natürlich besser deutsch. Aber jeder ist auf jeden angewiesen und die Pappbrötchen und nassen Stiefel sind auch für alle die gleichen. Nur daß die Türken, weil deutschem Arbeitsrecht untertan, schon um 18 Uhr Feierabend hätten und sie als Europäer nicht, daß sei irgendwie ungerecht. Aber das mit der Bezahlung sei schon in Ordnung.

Man ist zufrieden. Nur manchmal wird eine Palette lauter entladen, als es nötig wäre. Dann krachen die Anker auf den Beton, als würde eine Last abgeworfen.

Um zehn Uhr nachts verlassen die Somec-Leute den Bau und werden im Bus nach Treptow gekarrt. Wieder ein Tag. Sei's drum. Sie haben nur kurz angeheuert auf diesem Frachter Zwonullfünf. 85 Tage, manchmal mehr. Wissen nicht, was sie bauen und wohin die Reise geht. Sie kaufen sich einen Euro-Translator für den Alltag und Lottolose für die Hoffnung. Und fragen, wo il muro sei. Die gibt es aber nicht mehr.

Nach zehn Uhr glimmt nur noch die Notbeleuchtung im Quartier. Das Schiff hat Anker geworfen. Das Ineinanderkreisen der Kräne ist abgebrochen, die Bühne leer. Dann schlagen die Stahltaue an den Auslegern der Kräne, und die Notbeleuchtung läßt gerade den aufgerissenen Rumpf erkennen. Es liegt still, als wenn es hier zwischen Friedrichstraße und Gendarmenmarkt auf eine märkische Sandbank gelaufen wäre. Vielleicht kommt es morgen wieder frei. Wenn die Flut kommt. Gewiß wird es morgen wieder flott. Denn abends muß das Quadrat ausgefüllt werden, mit gelbem Marker, in Ingo Birkenstocks Container.